

Zeitschrift: Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz

Herausgeber: Franz Otto Schmid

Band: 4 (1909-1910)

Heft: 17

Artikel: Das Kleinod

Autor: Siebel, Johanna

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-748160>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

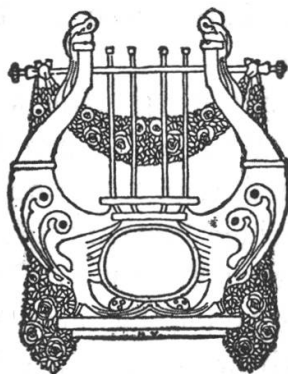
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Lugano und Locarno noch nicht gebracht. Aber die Entwicklung dieser Städte mag auch hier Wandel schaffen, und der Luganeser Circolo musicale wird sich auf die Dauer mit dem Arrangement von Solistenkonzerten nicht begnügen wollen. Erfreulich ist immerhin die frühjährliche Opernsaison (im Herbst Operettensaison) in beiden Städten, die mitunter ganz hervorragende Kräfte vereinigt und der Lausanner Monatsoper im April und Mai zwar an Auswahl der Werke, nicht aber an Trefflichkeit der Darstellung nachsteht.

Schade, daß bei uns überall der neueren italienischen Musik so wenig Aufmerksamkeit geschenkt wird. Es liegt dies mehr an unserer Unwissenheit und unseren Vorurteilen, als an geeigneten Werken. Das Monopol der Musik war nicht immer in deutschen Händen und wird es nicht immer bleiben. Wir gehören wenigstens zu den Naiven, die von Italien den nächsten Fortschritt erwarten.



Das Kleinod.

Eine Parabel.



In einer einsamen und rauhen Gegend fand ein Mensch bei der Arbeit einen Stein, und wie er denselben näher und inniger beschaute, sah er, daß ein zauberhaftes Leuchten aus seinem Innern strahlte, und daß er alle Schönheit und alle Wunder des Lichtes umschloß.

Beglückt trug er den Stein fortan immer bei sich; derselbe wurde sein köstlichstes Besitztum, und jede, auch die dunkelste Stunde schien ihm von nun an hell zu sein.

Wenn die Einsamkeit ihre finsternen, die Seele und das Leben bedrohenden Mächte auf ihn losließ, wenn sein Atem schwer gting im Kampf, so tasteten seine Hände über den Stein, er hob ihn empor und schaute ihn an, so lange bis sein geheimnisvolles Strahlen lebendig wurde und sein Herz jegliche Angst vergaß.

Mit der Zeit aber kam durch das Kleinod des Steines ein Leuchten

in seine Augen, das wie ein feines, sichtbares und immerwährendes Lachen war.

So vergingen die Tage. Da trieb ihn die Sehnsucht und das Gefühl seines unendlichen und nie zu erschöpfenden Reichtums aus der Einsamkeit hin zu den Wohnungen der Menschen.

Unterwegs überwehte ihn das Glück dermaßen, daß er in einer königlichen Freigebigkeit den Bettlern am Wege lächelnd alles austeilte, was er hatte, und wenn die Sorge ihn leise mahnend an die Schulter rührte und von der Zukunft sprach, so zeigte er ihr in einem unergründlichen Vertrauen seinen Stein: „Ich will den Menschen meinen köstlichen Besitz bringen, sie sollen ihn schauen und Teil daran haben; sicherlich werde ich nie zu hungern brauchen!“

Sein feiner Jubel lachte bei den Worten in die Luft, und kindergläubig trat er in das Gewühl der großen Stadt.

Aber ihre Bewohner hatten seiner nicht acht. Unfroh stießen sie den Fremdling beiseite, und da er sie in einem schönen und liebevollen Eifer aufmerksam machen wollte auf die unendlichen Wunder seines Kleinods, zuckten sie ungläubig die Achseln: „Er scheint ein Narr zu sein!“ meinten sie kühl, „was faselt er von einem Leuchten, von dem wir nichts sehen!“ Und sie hasteten weiter.

Einer indessen wollte dem Fremdling mit roher Gebärde seine Gabe entreißen: „Es ist wohl gestohlenes Gut!“ höhnte er, „wie solltest du auf andere Weise in den Besitz einer Kostbarkeit gelangen!“

Als er aber in die dunkeln und lohenden Augen des Fremdlings schaute, mußte er plötzlich verstummen. Traurig verhüllte der Mensch den Stein und verließ die Stadt.

„Ich will die Weiler und kleinen Dörfer aufsuchen!“ dachte er, „man muß Zeit für meine Gabe haben und innig in sie hineinlauschen, wenn sie die Wahrheit ihrer seligen Wunder enthüllen soll!“

Blaue Luft und Sonnenschein machten seine dunkeln Augen alsbald wieder hell, und nicht lange wahrte es, da jubelte auch wieder das weiche glückliche Lachen in den Tag, und sein Kleinod dünkte ihn schöner zu sein denn je. Hoffnungsfroh wanderte er in die Welt der Einöde.

Die Bewohner der Dörfer indessen hatten desgleichen keine Freude an dem Steine des Fremdlings. Ihre ungeübten Blicke wandten sich ab: „Wir verstehen nicht, was du redest,“ sagten sie, „an unsern Halden ist ähnliches Geröll. Wahrlich, wir haben anderes zu tun, als ein Leuchten an Steinen zu suchen!“ Nackengebeugt und schweren Schrittes begaben sie sich zurück in ihre niedrigen und engen Hütten und gingen in die Ställe und fütterten ihr Vieh.

Da fror den Fremdling; der Hunger und eine große unbestimmbare Sehnsucht trieben ihn zurück in die Stadt: „Ich bin gewiß nicht in den

richtigen Straßen gewesen," dachte er in leiser Zuversicht, „ich rechte mich spähend nicht hoch genug," und er lächelte nieder auf sein Kleinod, das seiner viel enttäuschten Armut das Gefühl eines nie zu ermessenden Reichtums beließ.

Doch seine strahlende und sieghafte Gebärde war schüchterner geworden, wie er in den neuen unbekanntem Straßen den Menschen den Stein zeigte.

„Zerschlage ihn!" rieten sie dem Fremdling, „zerkleinere ihn gründlich; vielleicht sehen wir alsdann das Leuchten. Wenn du uns an seine Wunder glauben machst, wollen wir dir Brot geben!" Und auffordernd reichten sie ihm einen Hammer.

Entsetzt entwich der Fremdling ihrem Ansinnen: „Meine Seele hängt an dem Stein!" sagte er leise, „mein Wesen und Leben sind damit verbunden. So, wie er ist, gab ihn mir die tiefe Einsamkeit, so, wie er ist, birgt er seine Wunder; ich möchte nichts daran zerstören!"

Ungläubig und achselzuckend ließen ihn die Menschen stehen.

Suchend ging der Fremdling weiter, eine Seele zu finden, die mit ihm an die Wunder seines Steines glaubte. Wenn ich nur eine einzige finde," dachte er in seiner Sehnsucht, „so will ich glücklich sein! Ich muß eine Bestätigung des heimlichen Leuchtens haben, wenn ich nicht irre soll werden an mir selber."

Da der Tag sich neigte, setzte er sich, müde geworden, auf die Stufen einer Treppe, die zu einem schönen Tempel führte. Schlanke Säulen aus lichthem Marmor trugen das Dach der Vorhalle.

In tiefen Gedanken schaute der Mensch auf seinen Stein, und betend falteten sich seine Hände darum.

Da nahte sich ihm ein Mädchen in dürftigem Kleide; auf seinen jungen weichen Wangen aber lag der rote Hauch der Rosen. „Du siehst hungrig aus!" sagte das Mädchen, „ich will mein Brot mit dir teilen," und liebevoll brach sie das Brot und ließ sich neben ihm nieder.

„Was ist dies für ein Tempel?" fragte der Mensch.

„Ich weiß es nicht!" sagte das Mädchen, „es geht selten jemand hinein, in hundert Jahren einmal sollen sich seine Tore öffnen. Aber ich liebe es, unter seinem Vordach zu sitzen; mir ist, ich höre ein Singen, wenn ich so schweigend lausche!" Und ihre stillen Augen träumten an den lichten Säulen entlang. Dann blickte sie auf den Stein in der Hand des Fremdlings: „Was schaust du so andachtsvoll und so begierig auf diesen Stein?" fragte sie, „zeige ihn mir!"

Zitternd hob der Mensch sein Kleinod zu ihrem Angesicht empor, und eine Beklommenheit war in ihm, ob der Stein dieser Seele seinen Wert und seine Wunder zu erschließen vermöchte, so daß sein eigener

Glaube wieder fest und freundlich werde; denn das Mädchen dünkte ihn stark und schön und jedes Vertrauens würdig zu sein.

Wie das Mädchen in Kinderandacht auf den Stein schaute, begannen ihre Augen zu strahlen: „Er ist herrlich!“ sagte sie, „nie sah ich eine solche Fülle von Licht. Es ist, als ob die Sonne auf dem Meere liegt, als ob der goldene Abend segnend über die Firne weht. Es leuchtet in die Seele, und macht sie in ihren Tiefen lebendig.“

In einer atemlosen Beglückung blickte sie immer inniger in die schöne Gabe des Fremdlings, und sie saßen kinderselig beieinander und konnten sich nicht satt sehen an den Wundern, die sich ihnen erschlossen. Das Lachen in ihren Augen wurde zum sieghaften Strahlen, und eine Frühlingsandacht erblühte in ihrem Herzen. Ihre Hände und ihre Lippen suchten sich, und in himmelsklarer Einheit vergassen sie über der Herrlichkeit des Steines die Sorgen des Lebens.

Und plötzlich öffneten sich die Tore des Tempels, ein Lichtschwall strömte über sie hin, goldenwarm und werbend wie der Glanz am Sonntag im Mai.

Und eine gütige Stimme rief sie in das Innere des Tempels.

Da schritten sie hinein in das reine Licht und die heilige Schönheit, und das Kleinod des Steines strahlte in ihren verschlungenen Händen.

Johanna Siebel.



Stimmungen und Meinungen.*)

Die Glorifikation des Urmeister.

Von Eduard Korrodi.

Ges gibt keine literarische Suggestion. O nein. Gar keine! Nur sind wir ihre chronischen Opfer. (Ich selber war es.) Belieben Beweise? Hier, wenn ich bitten darf! Als zu Herrn Professor Billeter Wilhelm Schüler (so nennt Goethe einmal den Wilhelm Meister, um der ironischen Färbung des Titels Erwähnung zu tun) mit helleren Jugendaugen, mit frischerer Wange und in anderem Wams in die Stube stapfte, war es da nicht ebenso billig für den Gelehrten, wie für uns psychologisch begreiflich, daß er beglückt von dem singulären Erleb-

*) Alle Einsendungen in dieser Rubrik werden nur unter voller Verantwortlichkeit der Verfasser abgedruckt, müssen aber nichtsdestoweniger in ruhiger sachlicher Weise abgefaßt sein und dürfen keine persönlichen Spitze enthalten.